

# Standesgemäss!

Autor(en): **Wiget, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573099>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

Mein Zürich hab' ins eig'ne Fleisch geschnitten,  
Der Freiheit Morgen müß' ihm untergeh'n  
In Blut und Leidenschaft und wüstem Zanf.  
Göldli. So träumet weiter! Wir indes geh'n jetzt  
Mit Waldmanns Helfershelfern ins Gericht.  
Schwarzmaurer. Des Führers stolzes Haupt hat  
fallen müssen,

Den Seinen ziemt nicht mehr, es hoch zu tragen.  
Meiß (heftig). Nur immer Nach' und Blut! O  
Drachensaaf!

Der Boden ist mit Blut gedüngt, jetzt säet  
Der Freiheit edeln Samen! In dem Volk  
Wohnt frische Kraft, gesunder Blick und fest  
Entschloß'ner Wille, über Alle ragt  
Der Bauer ab der Muggern, auch Hans Werder,  
Die sollten neben uns im Räte sitzen!  
Schwarzmaurer. Verdammt naiv! Dann, Junker,  
seht Ihr's nicht? —

Dann ist die Herrschaft unsrer Stadt zu End!

Dies wollte Waldmann. Seid Ihr denn sein Erbe?  
Meiß. Ist nur die Stadt das Volk, nur sie der Staat?  
Des Landes Freiheit stürzte bald in Trümmer,  
Wenn nicht mit seiner zähen Kraft der Bauer  
Ihr Banner schirmte.

Schwarzmaurer. Ganz gelehrt gesprochen!  
Ihr müßt mir Chorherr werden an dem Münster.

Göldli. Genug der Worte! Junker, träumt den Traum  
Von Freiheit, aber uns laßt ungeschoren!  
Sorgt, daß der Kopf fest auf den Schultern sitzt!  
Noch liegt das Regiment in unsrer Hand,  
Wir halten's fest! Habt Acht und tastet nicht  
Mit Knabenhand daran.

Schwarzmaurer. Wir brechen ab.  
Aus diesen Bauernsäusten muß die Stadt  
Befreit sein, und das bald. Kommt, eh' ein Hause  
Zurückkehrt und gar Brüderschaft uns bietet.

(Alle ab).

(Fortsetzung folgt).

## Standesgemäß!

Novelle von Sophie Wiget.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

### I.

Es ist Nachmittag im Winter. Rauchverdunkelt  
hängt der feuchtende Nebel über der Stadt A.  
Weihnachten naht und die Leute eilen hastigen  
Fusses über das schlüpfrige Pflaster. Sie haben die  
Kragen hochgezogen, die Köpfe geduckt und die Hände  
in den Taschen, oder sie tragen fröstelnd mit steifen  
Fingern ihre Einkäufe nach Hause.

Wir biegen aus einer belebten Verkehrsader in eine  
breite Seitenstraße. Sind wir im Villenquartier? Nein.  
Nur auf den ersten Blick erscheint es so. Die Zwillingshäuser  
mit den Gärten davor mögen wohl vor Jahren  
von stillen Bürgern bewohnt gewesen sein; doch das  
Verkehrstreiben ist ihnen zu nahe gekommen; sie haben  
jene Häuser verkauft, um sich geräuschfernere Plätze auszu-  
suchen. Das war eine gekochte Mahlzeit für die Leute  
des Scheines: die Häuser sind billig, die Gegend noch  
immer ziemlich „vornehm“; man borgt sich von dem  
bescheidener lebenden Freunde die Anzahlung und wird  
so mit einem Schläge Villenbesitzer in der Lindenstraße.

Daß das Schicksal dieser ehemals hübschen Villen  
nicht anders war, sagen uns die vielen weißen  
Zettel an den Fenstern mit der Inschrift: „Zimmer zu  
vermieten“, oder „Zimmer und Pension“; ferner die  
etwas vernachlässigten Gärten, hier und dort eine zer-  
brochene Statue in einer Mauernische, dann ein reparatur-  
bedürftiger Fensterladen und vor allem die vielnamigen  
Briefkästen in den Hausfluren. Im Sommer verdecken  
Ephauranken und duftender Flieder die Ritze in den  
Mauern, und das Grünzeug stützt den Gartenzaun, der

auf faulenden Füßen steht. Aber im Winter, wenn  
Blatt und Blüten sauber zusammengekehrt sind, da starren  
die Mängel dem Auge nackt entgegen.

In einer dieser Villen sitzen Mutter und Tochter  
arbeitend an einem Fenster des Erdgeschosses. Die erstere  
ist eine schlanke Frau in den Fünfzigern, mit grauem  
Haar und einem Gesicht, in welches die Jahre so tiefe  
Spuren gegraben haben, als wären sie zweimal darüber  
gegangen. Aber wenn die vielen tiefen Furchen sie doppelt  
alt erscheinen lassen, so gleichen die lebhaften dunklen  
Augen und die kazenartig gewandten Bewegungen dieser  
Frau dies wieder aus. Sie flikt Wäsche von geringer  
Sorte; sie flikt hastig mit langen Stichen, und wenn  
draußen die Klingel geht, so wirft sie den ganzen Plunder  
in den neben ihr stehenden Korb, welcher darauf fast  
blitzschnell in einem tiefen Wandschrank verschwindet.  
Dann geht sie langsam durchs Zimmer, zieht die Schleppe  
des schäbigen Hauskleides grazios hinter sich nach, und  
wenn der Besuch über die Schwelle tritt, kommt ihm  
die Hausfrau mit kokett zur Seite geneigtem Köpfchen,  
mit einem wirklich gewinnenden Lächeln und ausgestreckter  
Hand entgegen.

Doch heute sitzen Mutter und Tochter allein. Die  
letztere ist ein überhohes, großes Mädchen mit  
schmalen Schultern und einem ungewöhnlich hübschen  
Kopfe, den sie ebenso zierlich und kokett trägt, wie es  
ihre Mutter thut. Aber das Wesen der Tochter ist ruhiger,  
das schöne dunkle Auge mehr grüblerisch, das Näschen  
klein und gerade, die Wimpern lang, das Kinn im

Gegensatz zu dem ihrer Mutter schmal und weich, fast zu weich. Das Haar ist dunkel und lockig. Am besten jedoch kommt der Reiz dieses Kopfes zur Geltung, wenn er, wie jetzt, gedankenvoll über die Arbeit geneigt ist und so die Einzelheiten der fast zu kleinen, zu weichen Züge verschwinden und dafür das herrliche Oval der Gesichtslinie hervortritt.

Die Tochter heißt Elise, doch da dieser Name so gewöhnlich ist, nennt man sie Ella. Wenn die Mutter sich jetzt auch noch so sehr darüber ärgert, ihrer Tochter nicht einen vornehmeren Namen gegeben zu haben, so ist das nun unnütz, und man kann daraus nur die Lehre ziehen, bei solchen Entscheidungen ja recht vorsichtig umzugehen, da sie sich bei späterem „Vornehmerwerden“ recht unangenehm gestalten können. Leider müssen die Großeltern Ellas von der kommenden Weltstellung ihrer Tochter noch weniger eine Ahnung gehabt haben, denn sie nannten ihr Kind Babettkli, welcher Name ja auf eine künftige Stubenjungfer hinzuweisen scheint. Deshalb hat Frau Schönleber ihrem Gatten die üble Gewohnheit, sie wie ehemals Babettkli zu nennen, eindringlich verboten, und sich von ihm ausgebeten, daß er sie ja nicht anders als „Mama“ nenne. Und so wollen nun wir, um der Genauigkeit unserer Geschichte willen, den Namen Babettkli einmal konstatiert haben, die gute Frau nicht weiter damit ärgern, sondern uns, wie sich's für einsichtsvolle Menschen geziemt, der jetzigen veränderten Lage anpassen, indem wir sie fortan Mama Schönleber nennen.

Freilich, der Name Schönleber ist auch nicht so recht vornehm; doch ändern läßt sich hieran nun einmal nichts. Aber dazu kommt noch, daß in der gleichen Straße ein Schuhmacher Schönleber wohnt, dem man das Aushängen einer Firmatafel nicht verbieten kann. Und der Umstand, daß Mama Schönleber von ihrem eigenen Familien-Namen, ihrem Mädchen-Namen nie spricht, ja, daß ihn sogar die besten Freundinnen nicht einmal kennen, läßt annehmen, daß er nicht dazu angethan wäre, die Situation zu heben. Da giebt es denn nur einen Ausweg, den die Dame, so oft es ihre Standeswürde erfordert, benutzt. In solchen Fällen teilt sie der Freundin „im Vertrauen“ und in wehmütig beschaulichem Tone mit, daß es zwei Geschlechter Schönleber gebe, ein gewöhnliches und — ein adeliges. Natürlich — nun, das brauche man ja einem eigentlich nicht zu sagen, das merke man ohnehin — sei ihr Mann aus dem letzteren. Im zarten Jünglingsalter und in seiner grenzenlosen Bescheidenheit aber habe „der liebe Papa“ das kleine Wörtchen „von“ einmal fallen lassen, um es nie mehr aufzunehmen. Freilich jetzt, wo so unliebame Leute, wie Schuhmacher, in der Nähe auftauchen, wäre es fast angebracht, das Wörtlein wieder

anzuhängen. Doch Papa gebe auf Neußerlichkeiten eigentlich gar nichts, und da möge sie seine ernstesten Gedanken damit nicht stören. Es genüge ihnen, zu wissen, wer sie seien; doch, daß sie auf standesgemäßen Verkehr halten, das seien sie ihren Kindern schuldig. Worauf dann die Eingeweihten meistens verständnisinnig nicken, den bei der letzten Redewendung erhaltenen Händedruck erwidern und im Stillen angelegentlich wünschen, daß Madame Schönleber, eigentlich von Schönleber, sich mit der Feststellung des eigenen Stammbaumes begnügen, und nicht nach Anderer Stammbäumen fragen möchte. In Pappas Gegenwart jedoch wurden solche Gespräche vermieden; er stand noch nicht ganz auf der Höhe; noch geschah es ihm hie und da, daß ihm die Wahrheit ent schlüpfte, und wie peinlich wurde Mama jedesmal davon berührt!

Doch, so eilig auch die Dame an unserm bewußten Nachmittage sticht, Ella läßt sich von dem Eifer ihrer Mutter nicht anstecken. Sie zieht wohl ab und zu die Nadel, aber häufiger noch ruhen die Hände, und der Blick schweift hinaus durch die leeren Fliederbüsche, an denen die Vögel die letzten schwarzen Beeren suchen.

„Mama, glaubst du an Liebe?“

Die Frau schaut auf und fragt ruhig, während ihre Augen forschend an der Tochter hängen:

„Wie meinst du das, Kind?“

„Weißt du, ich meine die Liebe, von der die Dichter singen; die Liebe auf den ersten Blick, oder die Liebe, wo eines dem andern alles opfert, oder an gebrochenem Herzen stirbt, wenn es getäuscht wird . . .“

Die Mutter schüttelt wehmütig, mit dem stillen Lächeln der Erfahrung auf den Lippen, den Kopf.

„Mein Kind. Solche Liebe gibt es nicht. Glaube ja nicht daran; dieser Glaube würde dir nur den Lebensweg erschweren. Wirklich, mir würde bange um dich, wenn ich denken sollte . . .“

„Fürchte nichts, Mama. Ich glaube nicht daran. Und ich bin vorsichtig. Ich habe schon manchen schmach tenden Blick, zärtlichen Händedruck und manch Liebeswort empfangen, von denen ich dir nichts sagte, um dir keine falschen Hoffnungen zu machen. Denn ich, ich glaubte nicht daran. Ich wußte wohl, daß man sich am nächsten Tage nach meinem Vermögen erkundigen und die Antwort darauf die große Liebe löschen würde. O, ich bin vorsichtig, Mama, du kannst ruhig sein.“

„Du bist ein gutes Kind. Doch, was du mir da sagst, thut mir weh. Ich habe gedacht — Papa und ich, wir haben uns so Mühe gegeben, daß man glauben solle . . . Du weißt nicht, Kind, wie schwer es uns wird, den Zins für das große Haus und alles, was darum und daran hängt, aufzubringen — die Reparaturen, die Gärtnerrechnung, auch neuen Kies mußten

wir ja haben . . . und Papa hat noch auf dem Steuerbureau das Einkommen viel höher angegeben für den Fall, daß jemand dort fragt . . . Du ahnst nicht, wie schwer es ist, das Geld für das alles aufzubringen. Wenn nur . . .“

Während die Frau spricht, senkt Ella den Kopf tiefer über die Stickerei. Die Mutter soll die Schamröte nicht sehen, die langsam aufsteigt und die weiße Stirn rosa färbt. Ella hat diese peinlichen Einzelheiten wohl geahnt, auch uneingestanden gewußt, aber bis jetzt hatte sich keine der beiden Frauen noch die Lippen damit befudelt . . . Heute freilich . . . o, Ella weiß recht wohl, warum die Mutter sie heute einen Blick hinter die Coullissen thun läßt . . . die Mutter meint, es liege in ihres Kindes Hand, all den Sorgen ein Ende zu machen . . . ein wenig mehr Ernst, weniger Tändelei, und, o! Dann sei ja alles gut. So meint die Mutter. Wenn sie wüßte! Wenn sie wüßte, wie ernst ihrem Kinde zu Mute ist, wie ungern es tändelt . . .!

Diese Gedanken wogen in Ella, während sie leise antwortet: „O doch, Mama, gewiß. Der Metzger war heute morgen auch wieder da und wollte dich sprechen; ich habe ihm gesagt, du hättest Kopfschmerz. Doch, doch, liebe Mama, es ist mir alles stets gegenwärtig, nur . . . falsche Hoffnungen möchte ich dir keine machen.“

Die Mutter schaut bange forschend.

„Er kommt doch heute abend?“

„Ja, ich erwarte ihn.“

Ella sagt es leise mit einem herben Zug um den Mund. Es ist auffallend, wie in dem Augenblick die weiche Kindlichkeit des Ausdrucks verschwindet und das Gesicht um Jahre älter und erfahren erscheinen läßt.

Die ängstliche Spannung schwindet aus den Zügen der älteren Frau. Sie nimmt die Arbeit, die sie bei der letzten Frage unterbrochen, wieder auf und sagt, während sie eifrig stichelt:

„Ich werde mein neues Kleid anziehen. Die Müller hat es ganz hübsch gemacht. Und dann soll Kathri noch Coteletten holen und ich richte eine Crème. Er ißt die Süßigkeiten gern. Wie gut doch, daß ich zeitig für einen Kronleuchter sorgte, er macht sich so fein und die Beleuchtung ist wichtig bei Tisch.“

Sie sieht sich im Zimmer um, das hoch und baulich geschmackvoll ausgestattet ist. Am Abend, bei brennendem Kronleuchter und weißgedecktem Tisch, wenn die Schatten an den Wänden lagern, sieht es behaglich aus. Doch auch am Tage wirkt der Gesamteindruck so übel nicht. Freilich, die einzelnen Möbelstücke ins Auge zu fassen, wäre nicht ratsam. Gleich beim Eingang steht eine Kommode mit Glaskastenaufsatz, die beiden Stücke waren aber erst in späteren Jahren zusammengekommen, deshalb man von ihnen auch nicht erwarten kann, daß

sie einander sehr ähnlich sehen; als Ganzes mochte es einmal in der Stube einer Bauernfrau gestanden haben und dort das beste Möbel gewesen sein. Doch jetzt liegen auf den Gestellen, wo einst ein paar buntbemalte Tassen gethront haben, eine Anzahl zusammengetragener Bücher, und im Haus an der Lindenstraße nennt man das Möbel „Bibliothek.“ Ein tannenes Holztischchen mit reichgestickter Decke, darauf ein alter, kupferner Samowar steht, den ein armer Student aus Not einmal billig verhandelt hatte, schmückt die nächste Ecke. Nun kommt das Prachtstück des Raumes, der Stolz der Familie Schönleber — das Buffet. Es ist aus hellem Eichenholz, modern, überreich geschnitzt, und stammt aus den Ruinen eines jungen Ehestandes, über dem kein guter Stern gewaltet hatte. An der andern Wand das kattunbezogene Sofa, welches Mama Schönleber an einer Gant für neun Franken gekauft hat und dessen innere Ausstattung so ist, daß es jeder bitter bereut, der ihm auf eine Weile seine Glieder anvertraut. Dem einfachen, gediegenen Nussbaumtisch nun sieht man es von weitem an, daß er aus einem soliden Hause kommt und sich seiner zusammengewürfelten Nachbarschaft schämt.

„Mama, ich bitte dich, mach' nicht so viel Umstände wegen seines Besuches. Wenn er es merkt, könnte er sich über uns lustig machen.“

„Du solltest mich doch besser kennen, Kind. Ich werde ihn doch nichts merken lassen. Natürlich muß er denken, daß es alle Tage so bei uns ist.“ Sie drückt die Hand der Tochter fest. — „Vertrau' mir nur, Kind, die Liebe zu dir gibt mir schon das Rechte ein; an diese Liebe kannst du immer glauben.“

Und das ist wahr. Auf den irren Pfad, den diese Frau so mühevoll wandelt, hat blinde Mutterliebe sie geführt.

Es dunkelt. Vom Gartenweg her sind Männerschritte zu hören. Dann geht die Klingel. Die Mutter drückt die Hand der Tochter ermutigend, verheißungsvoll freudig.

„Mutter, mach' dir nur keine Hoffnungen,“ flüstert Ella, während die Magd den Besuch anmeldet.

„Willst du dich nicht noch etwas schmücken, Kind?“ fragt die Frau, unter einem Lächeln ihre Bangigkeit bergend, die Ellas letzte Worte wieder hervorgerufen haben.

„Nein. Wenn es ihm ernst ist, so gefalle ich ihm, wie ich bin,“ sagt Ella fast hart. Sie wendet sich zum Gehen; ihr Blick ist kampflustig, ihr Schritt entschlossen; „und heute will ich es wissen,“ murmelt sie vor sich hin.

Die Mutter ist weniger ruhig. Nun sie sich allein findet, überkommt sie eine erwartungsvolle Erregung. Sie räumt mit bebenden Fingern die Arbeit weg, ordnet dies und das, auch Ellas Arbeit, die diese hat liegen lassen. Würde er heute endlich sprechen? Soll sie zu dem Paare ins Zimmer gehen? Könnte sie irgendwie die wichtige Frage fördern? Und die Frage ist wichtig,



**Paul Robert.**

Die Fruchtbarkeit. Figur aus dem linken Felde der Gemälde im Treppenhause des Kunstmuseums in Neuenburg.  
(Vergl. S. 207).

Ella ahnt nicht wie sehr! Niemand weiß es, auch der Gatte nicht, wie nah das Messer der Frau am Halse ist! Sie hat seit Jahren im Stillen für das eine Ziel gekämpft, für dieses Ziel hat sie vertröstet, verschoben, verheimlicht, gelogen und betrogen. Ihr Mann ahnt nicht, wie wenig zureichend die Summe ist, die er ihr monatlich für den großen Haushalt gibt. Sie hat das für den Bäcker bestimmte Geld Ellas Tanzlehrer, das für den Metzger der Konfektioneuse, das für den Milchmann dem Friseur und Handschuhmacher gegeben, kurz, sie hat das Geld für ihre Tochter gebraucht, denn Ella macht seit vier Jahren alle Vergnügungen mit, geht auf alle Marktplätze, wo menschliche Ware ausgedient wird, und der Vater hat keine Ahnung von den Summen, die das kostet. Doch wenn er es auch wüßte, er könnte diese Summen auf ehrliche Weise nicht beschaffen; er ist nur Angestellter. Er würde wüten, toben, doch damit wären die Schulden nicht bezahlt. Mama ist diplomatisch. Sie erhält ihr Haus in Frieden. Doch um so eifriger muß das Ziel erstrebt werden, denn jetzt muß es sein; die ganze Erziehung Ellas und ach! die Schuldenlast weist unerbittlich darauf hin. Die Frau liebt ihr Kind, deshalb drängt sie es nicht in dem Grade, wie sie selbst von den Umständen gedrängt wird. Ella weiß nicht, wie sehr es an der Zeit ist — ein bißchen Glück, ein bißchen Freiheit möchte die Mutter der Tochter doch gönnen!

Die Frau lauscht. Sie hat sich umgekleidet, die Vorbereitungen für die Mahlzeit sind getroffen; sie erwartet nun, daß man sie rufe — oder daß man komme . . .

Sie vernimmt Bruchstücke der Unterhaltung. Der Werber tändelt, Ella neckt, doch durch die Neckerei hindurch hört das Mutterohr Gereiztheit, Schärfe; in solcher Stimmung kommen die Beiden nie zum Ziele!

Und doch sind sie schon dabei angekommen. Ella weiß, was sie wissen mußte, und er, er weiß jetzt auch, daß er hier nicht immer tändeln darf. Er wird also gehen. Dies ist sein letzter Besuch. Hinter der leichten Unterhaltung sinnt er auf ein Mittel, anständig loszukommen. Schade, daß sie so veressen ist aufs Heiraten, sie ist ein hübsches Mädchen, und er hat so manche freie Stunde in dieser fremden Stadt . . .

Ella sinnt auch. Wie das der Mutter sagen? Und während sie seine hübschen Redereien geschickt pariert — denn sie darf sich doch von ihrer Enttäuschung nichts merken lassen — sinnt sie: „Wie es der Mutter sagen?“ Nicht daß Ellas Herz an diesem hübschen, reichen Fremdling hängt — sie ist ja vorsichtig — aber aus den Fragen der Mutter hatte heute etwas herausgeklungen, als ob viel, viel vom Ausgang dieser Werbung abhängt.

Jetzt geht er. Ihr Herz quillt in Bitterkeit fast über. Sie möchte ihm die Hand, die sie ihm zum Ab-

schied reichen muß, lieber auf den losen Mund schlagen. Ein Jahr hat er mit ihr verhandelt, jetzt verabschiedet er sich lächelnd, sie hat ein kostbares Jahr verloren, jetzt wird sie verlacht, und die Mutter, o! die Mutter . .

Noch lauscht die Frau. Sie hört ihn gehen. Sie hört das Erzwungene in Ellas Stimme. Dann ist alles still.

Ist das das Ende? —!

Ihre Füße werden schwer. Sie sinkt auf dem nächsten Stuhl zusammen. Wenn nur Ella jetzt nicht kommt, die Mutter will sich erst fassen, sie will dem Kinde die entsetzliche Enttäuschung nicht zeigen.

Indessen sitzt Ella in einer dunklen Ecke des Empfangszimmers und starrt vor sich hin. Wenn nur die Mutter noch nicht kommt, Ella muß sich erst auf einen Trost für sie besinnen . . .

Die Hausklingel stört die Beiden empor. Es ist Feierabend. Vater und Bruder kommen aus dem Geschäft. Die beiden Frauen treten fast gleichzeitig mit lächelndem Munde über die Schwelle, den Männern entgegen.

„Nun,“ lacht der Vater, ein Fünziger mit rotem Gesicht, grober Nase, der Zornader auf der Stirn und freundlichen Augen unter dicken, schwarzen Brauen, „nun, wir werden ja heute feierlich empfangen, was ist denn los?“

Die beiden Frauen lassen tastend ihre Blicke ineinander gleiten, lächeln dann und antworten wie aus einem Munde:

„Nichts. Wir freuen uns nur, daß Ihr da seid.“

Der Vater ist mit dieser Erklärung zufrieden. Er hat keine Spürnase und versteht sich wenig auf Mienspiel. Wenn er des Abends müde nach Hause kommt, ruhen seine Augen sich am liebsten bei Ella aus.

Anders Jakob, der Bruder, den man Jacques nennt. Er hat ein unbedeutendes Gesicht, stille Manieren und ein gutes Herz, welche drei Eigenschaften ihm keine hervorragende Stelle in der Familie verschaffen. Doch Ella weiß ihn zu schätzen, und es herrscht ein tieferes Verständnis zwischen dem Geschwisterpaar, als man auf den ersten Blick denkt. Er zögert im Flur und sein Auge hält auch die Schwester zurück, während die Eltern ins Wohnzimmer treten.

„Ist etwas?“ forscht er leise.

„Es ist fertig,“ antwortet sie ebenso.

Er schaut sie still teilnehmend an. Ein grollendes Wort gegen jenen Mann steigt in ihm auf, doch Ellas Blick bannt es.

„Sprich ja nichts darüber, ich glaube, Mama könnte es nicht ertragen; geh’ jetzt hinein.“

Er gehorcht ihr; sie bleibt im Flur zurück.

Jetzt kommen einer nach dem andern die Pensionäre. — Daß sie Herren am Tisch haben muß, ist für Mama

Schönleber auch manchmal fatal. Doch da sie die Pensionäre bei Drittpersonen immer „Freunde“ nennt — vornehme Freunde des lieben Papa, welche nicht mit gewöhnlichen Leuten essen mögen — so geht das noch so an, ja es nützt manchmal sogar, nämlich in dem Falle, wenn der betreffende „Freund“ wirklich aus guter Familie ist und man andeuten kann, daß man eigentlich noch mit ihm verwandt sei.

Die Herren schäkern mit Ella im Flur? Sie antwortet. Jeder schäkert mit dem Mädchen, das nichts aufzuweisen hat, als ein hübsches Gesicht; keiner will es heiraten.

Bei Tisch bröckelt das Gespräch so dahin wie gewöhnlich. Herr Schönleber politisiert. Da er aber von Politik nichts versteht und bei jeder Widerrede aufbraust, so politisiert er allein. Dieses Schweigen nimmt er für Beifall. Mama versteht Mienen besser zu deuten — man mag dem Bolterer nicht antworten — sie weiß dann mit ihren gutmütigen Witzchen zu vermitteln und abzulenken.

Jakob ist schweigsam. Er ist es stets. Heute gleitet sein Blick mehrmals heimlich zu Mutter und Schwester. Wie die zwei Frauen sich beherrschen können! Und er weiß ja gar nicht, wie sehr sie sich beherrschen. Er denkt nur an die hübschen Pläne, die da alle ins Wasser gefallen sind, an die schönen Brauttoiletten, die Besuche, das Stamen der Bekannten, daß Ella Schönleber nun doch noch etwas Apartes, so eine Art verzauberten Prinzen erhalten habe, dann an die schönen Reisen für Ella, ihre glänzende Stellung in der Gesellschaft — an all das nur denkt Jakob, wie er es manchmal von den beiden Frauen, besonders von der Mutter, hat schilbern hören. Und er weiß nicht, daß all das Nebensache ist gegen das glühende Eisen, das die Mutter im Nacken fühlt und die Tochter bange ahnt. Wie sollte er wissen, was man von diesem reichen Freier noch alles erwartet hatte — Geld, Geld, so viel Geld, daß es hingereicht hätte, die Nahrung seiner Braut von ihrem ersten Lebenstage an zu bezahlen. Denn die Mutter wagt sich kaum mehr über die Schwelle, die Geduld ihrer Gläubiger ist zu Ende, und im Schlamm der Bertröstungen und Lügen geht sie fast unter . . .

Sie sitzt und plaudert. Sie fragt jeden ihrer Pensionäre mit anmütiger Kopfhaltung und freundlichem Lächeln nach seinem Befinden. Man gibt ihr gerne Antwort. Ueber Nichts kann man am besten mit ihr plaudern. Man erzählt ihr ein kleines Tagesbegebnis, einen kleinen Ärger, oder ein Stückchen Vergnügen und hat dabei die teilnehmendste Zuhörerin der Welt.

„Wo bleibt Trudi?“ fragt Jakob.

„Fräulein Moos brennt sich noch die Stirnlocken,“ witzelt einer der Pensionäre.

„Dazu hat Ella freilich besser Zeit,“ der Vater sagt das und schaut dabei die Tochter lächelnd an. Er will in erster Linie einen Spaß mit ihr machen, neben-

bei ihr aber auch einen kleinen Hieb versehen, denn, so lieb ihm seine Tochter ist, so wurmt den fleißigen Mann doch manchmal ihre Unthätigkeit. Kritische Bemerkungen über die Seinen aber macht Herr Schönleber mit Vorliebe in Gegenwart Anderer, — ihm selbst unbewußt kommt der gelegentliche Trieb, sich als Herrscher im Hause zu zeigen, bei ihm so zum Ausdruck — wofür ihn mancher scharf warnende Blick seiner Gattin trifft. So auch heute. Sie kann nie begreifen, daß Papa unvorsichtig genug sein mag, Ellas Schattenseiten vor heiratsfähigen Herren zu erwähnen. Sie thut stets das Gegenteil. Nicht daß Herrn Schönleber die Rügen für solche Vergehen erspart bleiben, aber Mama hat den Takt, ihren Verweis unter vier Augen zu erteilen, und Papas Hausherrenehre bleibt gerettet.

Ella sitzt blutübergossen da. Sie hat dem Vater einen vorwurfsvollen Blick zugeworfen, dem er mit verlegenem Lächeln ausgewichen ist. Jetzt geht leise die Thür, und Trudi, die ungewollt Schuld trägt an der gespannten Stimmung, tritt still zu ihrem Platz. Die Familie beantwortet den Gruß des Mädchens oberflächlich, die Herren sehr reserviert. Nur Jacques und sein Vater sehen es sichtlich gerne kommen. Trudi, oder Gertrud Moos, wie sie in Wirklichkeit heißt, ist Postangestellte, hat die Blütezeit des Lebens hinter sich und wird von den Pensionären gemieden, weil sie als selbstverständlich voraussetzen, daß sie nach ihnen angetan möchte. Doch dazu ist das Mädchen zu bescheiden. Es wird einmal Erbin eines ganz netten, kleinen Vermögens, doch das weiß niemand. Es arbeitet den ganzen Tag und kommt nicht selten abends recht müde nach Hause. Nach dem Essen, wenn es nicht für die Schönleber Kleider zu reparieren, oder Heiratspläne von Mutter und Tochter anzuhören hat, sieht man es nicht mehr. Früher war das anders. Trudi lebt schon dreizehn Jahre in dieser Familie. In den ersten Jahren, als Schönlebers noch nicht so vornehm und Ella noch ein Kind war, spielte Trudi eine wichtige Rolle. Sie mußte stets voranleuchten; man teilte den Bekannten im Vertrauen mit, daß Trudi eine reiche Erbin sei, und konnte sich im Abglanze dieses Strahlenwerfers. Anders jetzt. Jetzt wird Trudi so viel als möglich in den Hintergrund geschoben, zu Hause gelassen, wenn man ausgeht, oder Trudi bleibt in ihrem Zimmer, wenn Besuch kommt. Es ist peinlich, mit einer Angestellten so familiär zu verkehren. Ist es einmal nicht zu umgehen, daß man sie vorstellt, so flüstert man in einem unbeobachteten Momente dem Gaste zu, daß das Mädchen aus Barmherzigkeit und weil man seine Eltern gekannt habe, aufgenommen worden sei.

Indessen bezahlt Trudi stets pünktlich ihr Monatsgeld . . . manchmal auch zum Voraus, wenn es nötig ist . . .

(Fortf. folgt).